

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 5

Artikel: Zwischen den Fronten
Autor: Heisch, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-599648>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nichts deutete an diesem gewöhnlichen Werktagmorgen darauf hin, was besonderen Anlass zur Beunruhigung gegeben hätte. Ein völlig normaler Tag schien anzubrechen, und alles würde wohl seinen gewohnten Trott gehen. Den Durchsagen im Radio waren weder Hinweise über nennenswerte Verkehrsstörungen zu entnehmen, noch liessen Berichte von einer dramatischen Zuspitzung in fernöstlichen Spannungsgebieten aufhorchen.

Als ich mich in den Keller begab, um vor dem Weggehen nochmals rasch nach der Heizung zu sehen, glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen. Ein Pulk Soldaten stand in der Waschkü-

Von Peter Heisch

che, bis an die Zähne bewaffnet, mit russgeschwärtzten Gesichtern, die mich drohend unter dem Rand der Stahlhelme hervor ansahen. Die Wehrmänner hielten ihre Gewehre auf mich angelegt, liessen sie danach aber sofort wieder sinken, nachdem sie gewahr wurden, dass es sich bei mir nur um einen harmlosen Zivilisten handelte, und grinsten ein wenig verlegen.

«Was ist, gewinnen wir den Krieg?» fragte ich, die Lage sofort überblickend. «Es sieht so aus; obwohl: Genaues weiss man erst hinterher. Wir befinden uns in einer Gefechtsübung und haben

den Auftrag, dieses Haus hier zu besetzen», klärte mich ein junger Leutnant kurz und militärisch auf.

«Das sind mir ja schöne Aussichten, wenn neuerdings sogar Angehörige der Schweizer Armee zu den Hausbesetzern überlaufen», murmelte ich vor mich hin. Doch die Soldaten waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um mir darauf antworten zu können. Angestrengt spähten sie durch die Fensterluken, und mir war's, als hätte ich draussen in der nebelverhangenen Dämmerung ein paar feldgraue Gestalten vorbeihuschen gesehen.

Plötzlich brach ein Höllenspektakel los. Maschinengewehrsalven hämmerten ihr Stakato in die Stille, Rauchpetarden explodierten und verbreiteten einen infernalischen Gestank und Schwefeldampf, der uns schrecklich in den Augen juckte. Zwischen den einzelnen Detonationen vernahm man immer wieder den Ruf «Achtung, eine Handgranate!», mit dem Schweizer Soldaten ihre Gegner fairerweise vorher zu warnen pflegen. Denn Höflichkeit und Sauberkeit sind zwei Tugenden, die der Schweizer selbst dann niemals vergisst, wenn es einmal hart auf hart geht.

Die Schweizer Armee gilt mit Recht als eine der rücksichtsvollsten der Welt. Ich bin sicher, im

Ernstfall wären Schweizer Soldaten ausdrücklich verpflichtet, keine leeren Patronenhülsen herumliegen zu lassen, sondern diese unverzüglich mit jedem abgegebenen Schuss einzusammeln. Vielleicht hat das auch eine im Verteidigungskonzept genauestens vorbedachte abschreckende Wirkung auf den Feind. Mögliche Invasoren sollen unerbittlich unsere Ordnungsliebe zu spüren bekommen – damit sie ahnen, was ihnen bei einer Besetzung bevorsteht!

Nach diesen militärischen Präliminarien flog auf einmal die Waschküchentür auf, und herein stürmte ein wilder Haufen Uniformierter in herbstbunten Kampfanzügen. Es entstand ein kurzes Handgemenge, bei dem die Verteidiger des Waschraums von den Eindringlingen überwältigt und abgeführt wurden. Nur mit mir wusste offenbar niemand etwas anzufangen, weil man nicht auf die Anwesenheit von Zivilisten vorbereitet war, die bei solchen Auseinandersetzungen auch wirklich fehl am Platze sind. Ehe

ich recht wusste, wie mir geschah, war ich zwischen die Fronten geraten.

«Was haben Sie hier überhaupt zu suchen?» schnauzte mich die Stimme eines Truppenführers an. Da er die Rolle des Aggressors spielte, durfte er sich diese Unhöflichkeit schliesslich leisten.

«Zufällig wohne ich hier», erwiderte ich zaghaft. «Aber ich will Ihnen gewiss keine Umstände machen.»

«Im Rahmen dieser Gesamtverteidigungsübung sollten Sie doch längstens irgendwo in Sicherheit sein.»

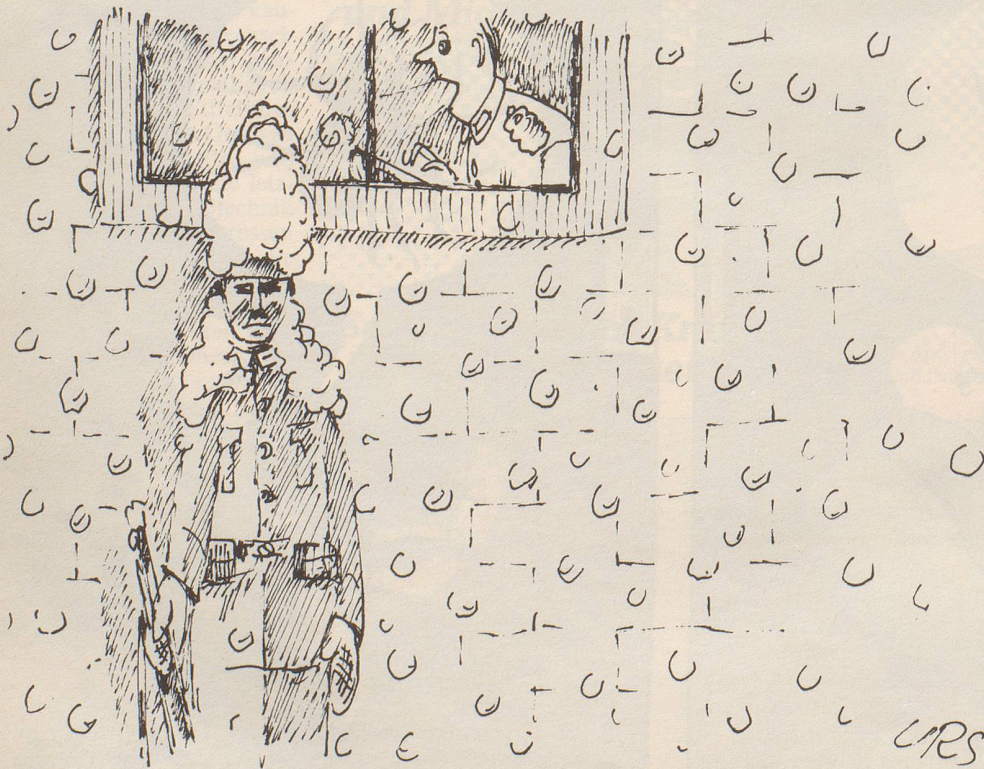
«Möglich. Ich habe bloss noch keinen eigenen Schutzplatz», gestand ich kleinlaut. «Bei der Mobilmachung bin ich verpflichtet, eine Notzeitung herauszugeben. Allerdings hat mir noch niemand verraten, wie das ohne elektrischen Strom zu schaffen ist.»

«Verzapfen Sie keinen Blödsinn. Sie sind tot, verstanden?!» entschied der Söldnerführer, und mein Schicksal schien besiegelt. Achselzuckend zog ich mich in die Ecke des Waschraums zurück, um dort auf friedlichere Zeiten und meine Auferstehung zu warten.

In diesem Augenblick kam meine Frau die Kellertreppe herunter, in der Hand einen grossen Krug, gefüllt mit köstlich duftendem Tee, den sie nach dem Vorbild berühmter Soldatenmütter eigens für die wackeren Krieger vorbereitet hatte. Sie strahlte über das ganze Gesicht, sah sich wohl im Geiste bereits in einem Soldatenlied als rettender Engel besungen, und wollte sich eben daran machen, den Mannen einen Becher dieses belebenden, die Wehrkraft stärkenden Getränks auszuschenken, als der Kadi energisch dazwischen sprang:

«Weg damit!» schrie er, dass es von den kahlen Wänden widerhallte. «Habt ihr vergessen, dass das Trinkwasser überall verseucht ist?! Diese gute Frau hier wollte euch bloss hereinlegen.» Und er befahl, sie sofort festzunehmen und abzuführen. Zilly, die den Tränen nahe schien, sah verzweifelt zu mir herüber. Doch ich schüttelte nur den Kopf und bedeutete ihr stumm, dass ich mich als Toter leider ausserstande sähe, mich in die Angelegenheiten der

Zwischen



«Es ist soweit: Ablösung vor!»

den Fronten

Lebenden und kämpfenden Parteien einzumischen. Das mussten sie schon unter sich allein ausmachen. Doch als ins Jenseits Beförderter (eine ziemlich häufige militärische Aufstiegsmöglichkeit in Kriegszeiten) war mir elend zumute, mitansehen zu müssen, wie Zilly unter starker Bewachung weggebracht wurde.

Aus den Gesprächen der Soldaten, die auf die Anwesenheit eines Toten keine Rücksicht zu nehmen brauchten, erfuhr ich nach und nach, um was es bei dieser Übung überhaupt ging. Das Manöverszenario basierte auf der durchaus realistischen Annahme, die Eskimos in Grönland hätten gegen die Stationierung von amerikanischen Fernlenk Waffen aufbegehrt, worauf die Russen, die Gunst der Stunde nutzend, die Beringstrasse besetzen liessen, was katastrophale Folgen nach sich zog, indem plötzlich der Nachschub an Eiswürfeln stockte, Cocktailparties auf dem Trockenen sass und Millionen von Robben, die sich von den Kommunisten nicht das Fell über die Ohren ziehen lassen wollten, fluchtartig den nordatlantischen Raum verliessen, um bei uns in der Schweiz um Asyl nachzusuchen. Die strategische Lage war verheerend. Unter dem massiven Druck der Öffentlichkeit, namentlich aus Tierschutzkreisen, die für eine beschleunigte Integration der Robben in unsere Gesellschaft waren, brach das Nato-Bündnis zusammen. Grossbritannien, dessen Küste von Robbenherden völlig umzingelt war, sah sich rasch ausser Gefecht gesetzt und kaum mehr in der Lage, den Verteidigungsauftrag zu erfüllen. Margaret Thatchers frommer Wunsch, die Robben mögen sich auf den Kontinent hinüber verziehen, brachte keine wesentliche Erleichterung, dafür Holland eine Riesenüberschwemmung. In der Bundesrepublik kämpfte man zwar mit Optimismus, doch letzten Endes auf verlorenem Posten, sah durch die eindringenden Robben allerdings die innere Ordnung gefährdet sowie die Sozialkassen geplündert. Nur die Schweiz erwies sich dadurch, dass sie mit Rücksicht auf ihre Neutralität keinem Bündnis verpflichtet war, als letztes Bollwerk der Nato.

Die Kampfmoral der Truppe war gut und durch die Abwehr-

bereitschaft in der Bevölkerung abgestützt. Nach menschlichem Ermessen würde es kaum zur Fraternalisierung mit dem fremden Störenfried aus dem Norden kommen. Auf unseren schon lange vor Ausbruch des kalten Krieges eisgekühlten Gletschern sollten sich dermaleinst gewiss keine Robben tummeln dürfen.

«Ein sagenhaft gutes Dispositiv», hörte ich einen der Soldaten zu seinem Kameraden sagen. «Typisch, dass Moskau wieder einmal den Spielverderber machen muss.»

«Wie meinst du das?»

«Ja, hast du denn nicht in der Zeitung gelesen, dass die Sowjetunion unsere Übung schärfstens verurteilt hat? Sie hätten noch nie einem Robbenbaby etwas zuleide getan – im Gegensatz zum aus-

beuterischen Kapitalismus, protestieren die Russen. Und im übrigen würden solche Hypothesen unsere Neutralität verletzen.»

«So ein Chabis! Dabei machen sich unsere Volksvertreter in Bern wirklich die allergrössten Sorgen um die Wahrung unserer Neutralität. In stundenlangen Debatten versuchen sie herauszufinden, ob diese nach einem Uno-Beitritt überhaupt noch gewährleistet wäre.»

«Weisst du, da bin ich halt schon noch froh, hat der Bundesrat den neuen Panzer bestellt. Mit dem Leopard besitzen wir nicht nur das bestmögliche Material, sondern auch die allerbesten Voraussetzungen, um unsere Unabhängigkeit zu bewahren.»

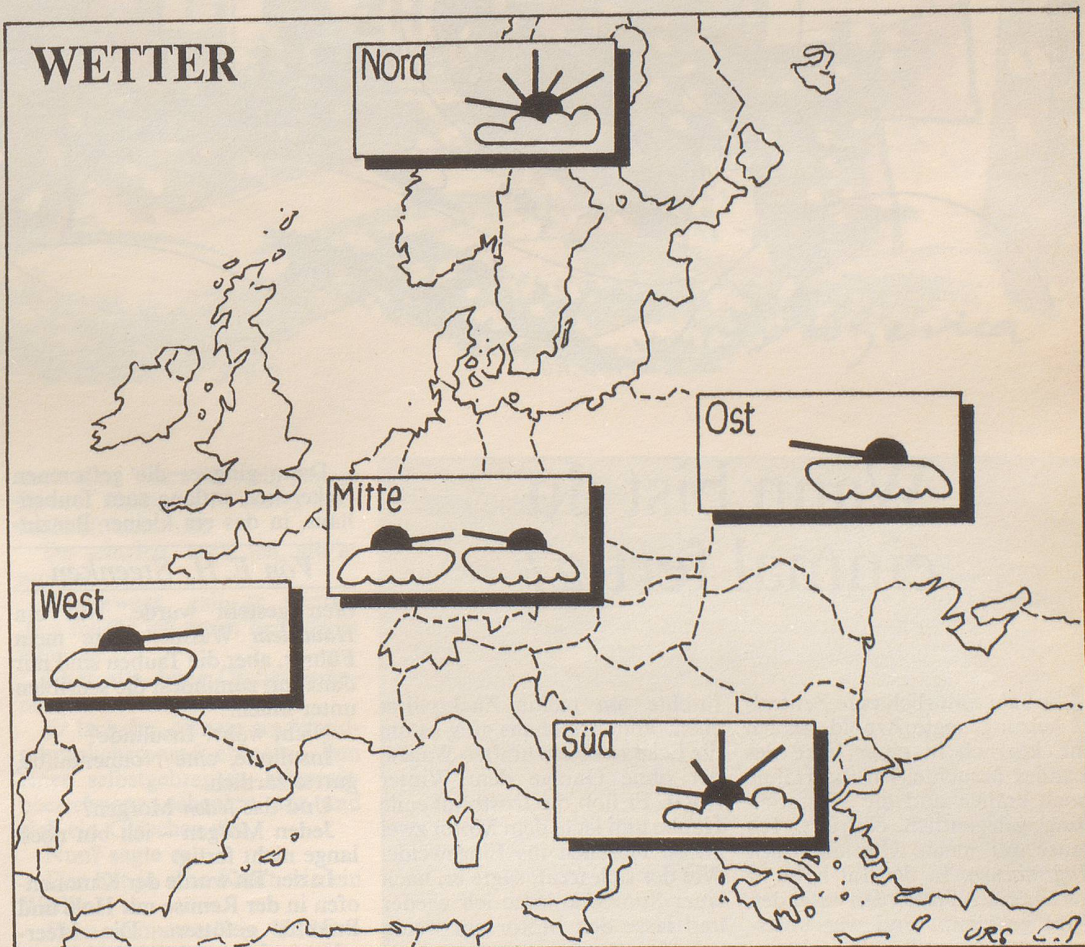
«Wenn wir uns da nur nicht täuschen! Oft hat gerade der blinde Glaube, die eigene Unabhängigkeit stütze sich auf ein breites Waffenpotential, ein Land in die schlimmste wirtschaftliche Abhängigkeit gebracht. In der dritten Welt könnte man davon ein Lied singen», dachte ich in meiner Ecke etwas laut vor mich hin. Eine Unvorsichtigkeit, die ich bald bitter bereuen sollte.

Ein paar Sekunden lang

herrschte betretenes Schweigen. Danach sprang von der Tür her plötzlich der Kadi auf mich zu, packte mich am Kragen und brüllte mir ins Gesicht: «Zum Teufel, was schnörret Sie da? Sind Sie sich eigentlich im klaren, was das für Konsequenzen für Sie hat?»

Ich wusste es nicht. Aber er sagte es mir. Das sei Defätismus und grenze an Hochverrat, bekam ich zu hören. Aus diesem Grunde sehe er sich veranlasst, mich auf der Stelle zu verhaften. Widerstandslos liess ich mich zum Posten führen und versuchte lediglich zu beteuern, es sei keineswegs meine Absicht gewesen, die Kampfmoral der Truppe zu untergraben. Man glaubte mir nicht und verdächtigte mich der Konspiration. So nehme ich denn die Schuld ganz auf mich allein. Wie könnte ich es auch jemals verantworten, dass meinetwegen die Neutralität verletzt oder der dritte Weltkrieg verloren gehen würde.

Notfalls kann ich mich vor dem Oberauditor darauf um Kopf und Kragen reden, dass ich eigentlich, strategisch betrachtet, bereits für tot erklärt worden bin.



Frostmilderung